

Eltern, Kollegen, Partner, Freunde

Die Moral ist universell – aber die Philosophie kümmert sich jetzt wieder mehr um Beziehungen

INTERVIEW: JOHAN SCHLOEMANN

Was schulden wir unseren Nächsten? Darüber haben Philosophen und Psychologen in München vor kurzem die internationale Konferenz „The Moral Demands of Relationships“ veranstaltet. Den Rahmen bot die Ludwig-Maximilians-Universität, wo es am Center for Advanced Studies gerade einen Forschungsschwerpunkt zu moralischem Verhalten gibt. Die Philosophin Monika Betzler zieht Bilanz.

SZ: Wenn es um Moral geht, denken wohl die meisten: Das ist etwas, was für alle Menschen gilt. Wie kommt es, dass Sie über eine besondere Moral etwa in der Familie oder unter Bekannten diskutieren?
Monika Betzler: Der unparteiliche Standpunkt ist in der Tat eine riesige Errungenschaft der Aufklärung. Sei es Immanuel Kants kategorischer Imperativ, sei es das

„Nicht alles richtige Verhalten ergibt sich aus den eigenen Intuitionen.“

Befördern des Wohlergehens, wie es die Utilitaristen forderten: Moral hat damit zu tun, was für alle gut ist, und zwar unabhängig von den eigenen Banden, der Religion, Klasse oder Ethnie, der man zugehört.

Und das soll jetzt plötzlich falsch sein?
Nein. Aber es reicht nicht. Geht es nur um den unparteilichen Standpunkt, dann verkennt man etwas, das unser menschliches Leben überhaupt ausmacht, nämlich, dass wir Beziehungen haben. Da gibt es eigene Pflichten der Parteilichkeit.

Zum Beispiel?
Nahestehende muss man trösten, wenn es ihnen schlecht geht, man muss ihnen helfen und Zeit mit ihnen verbringen. Dies kann es sogar unmöglich machen, sich für Fremde einzusetzen. Besonders deutlich wird das in der Eltern-Kind-Beziehung.

Da gibt es keine allgemeine Moral?
Eltern haben Pflichten gegenüber ihren Kindern, die in ebendieser Beziehung gründen. Sie können aber nicht von beliebigen Personen erfüllt werden. Wenn es so wäre, würde man alle Kinder in eine Institution stecken, sie dort erziehen und ernähren und die Eltern ausfindig lassen – so etwa stellte sich Platon das vor, später auch die Kibbuzim-Bewegung, aber wir wissen heute: Das läuft nicht so gut ...

Elternschaft wird ja zumindest traditionell als „natürlich“ gegeben angesehen, aber immer wieder gibt es Streit, wie weit das Erziehungsrecht reicht und wo die Ansprüche der Allgemeinheit beginnen.
Darüber arbeitet die Familienethikerin Anca Gheaus: Dürfen oder müssen Eltern ihren Kindern mehr Ressourcen geben, wenn sie in ungerechten Umständen aufwachsen? Die Philosophie akzeptiert da mehrheitlich eine gewisse Parteilichkeit, also die Bevorzugung der eigenen Kinder.

Das klingt doch für die meisten ohnehin selbstverständlich.

Utilitaristen würden aber fordern, lieber dorthin sein Geld zu geben, wo es den meisten Kindern nützt, und nicht primär in die eigenen Kinder zu investieren. Die Frage ist: Wie weit darf die Parteilichkeit gehen? Für die Güter, die Familienbeziehungen bieten können – Intimität, Verlässlichkeit, Zeit für einander, Werteerziehung und so weiter –, braucht es weniger, als viele denken. Deswegen gibt es Philosophen, die sagen: Eltern haben nicht das Recht, Güter und Geld zu vererben – es reicht, dass man ein gemeinsames Zuhause hat, Kleidung, Nahrung und etwas Spielzeug, aber die Kinder brauchen keine Privatschule, Reisen auf die Bahamas, ein Riesenerbe und dergleichen mehr. Da geht, so wird argumentiert, die Autonomie der Eltern zu weit.

Aber wenn Moralphilosophen solche Regeln aufstellen, müssen sie nicht auch kulturelle Unterschiede berücksichtigen?
Natürlich würden auch Philosophen zugeben, dass es da eine Toleranzbreite gibt, weil der soziale Kontext mitbestimmt, was für das Kind tolerabel ist. Aber es gibt ja auch Praktiken – die Genitalverstümmelung von Mädchen als Extrembeispiel –, bei denen kulturelle Variation nicht mehr akzeptabel ist, weil sie glasklar gegen des Wohlergehens des Kindes verstoßen.



Wo beginnen die Ansprüche der Allgemeinheit? Eine Massenhochzeit in Manila.

FOTO: ROLEX DELA PENA/EPA/DPA

Und bei weniger krassen Unterschieden? Stößt die universelle Moral deshalb an Grenzen, weil es eben unterschiedliche Wertesysteme gibt?
Vorsicht! Da muss man zweierlei unterscheiden. Das eine ist die Frage von außen: Wie viel Gewicht gibt man Beziehungen insgesamt? Aus Sicht purer universeller Moral droht diese Frage wegzufallen, denn man kann und sollte ja immer mehr Gutes anderweitig tun, über seine Bindungen hinaus. Eine solche Moraltheorie ist nicht überzeugend, weil es so sehr zu unserem Personsein gehört, Nahbeziehungen zu haben. Die andere Frage aber ist: Was sind moralische Anforderungen innerhalb einer Beziehung? Da mag es kulturelle Varianten geben – also kann das Kindeswohl auch davon abhängen, was in einer sozialen Gemeinschaft als normal gilt. Aber sobald Grenzen evident überschritten werden, etwa was die körperliche Unversehrtheit angeht, ist die Toleranz gegenüber kulturellen Unterschieden zu Ende.

Was ist mit der mentalen Einwirkung, zum Beispiel durch Religion?
Da wäre ich nicht so radikal wie manche Kollegen – etwa Matthew Clayton von der University of Warwick –, die glauben, dass es komplett verboten sein müsse, dass Eltern ihre Kinder religiös erziehen. In jeder Beziehung werden auch Werte vermittelt und Menschen beeinflusst, da sollte man so tolerant wie eben möglich sein. Eine Prägung durchs Elternhaus und andere Beziehungen kann man nicht verbieten, solange ein gewisses Maß an Freiheit und eigenen Entscheidungen darüber gewahrt ist, wie man sich zu einer solchen Prägung verhält.

Ein anderes Erziehungsproblem ist, wie Kinder lernen zu teilen und abzugeben.
Das ist ein gutes Beispiel dafür, wie man Normen manchmal auch gegen den Willen derjenigen durchsetzen muss, mit denen man zusammenlebt. Nicht alles richtige

„Liebe ist nicht Liebe, wenn Sie sich jede Woche neu überlegen, ob es nicht noch eine bessere gibt.“

Verhalten ergibt sich aus eigenen Intuitionen. So verletzt man seine elterlichen Pflichten, wenn man ein Kind gegenüber dem anderen übermäßig bevorzugt – was immer die emotionalen oder altersmäßigen Gründe dafür sind. Erziehung ist oft auch anstrengend. Deswegen muss die Gesellschaft die Eltern dabei unterstützen.

Auf Ihrer Konferenz ging es auch um Liebesbeziehungen und Partnerschaft. Was hat denn da die Moral zu tun?
Die Philosophie erörtert nicht nur, ob man seinen Partner, zum Beispiel in Notsituationen, gegenüber Fremden bevorzugen darf, sondern auch, worauf Liebe eigentlich gründet. Sie hat ja etwas Unbedingtes, sie entzieht sich einer Maximierungslogik.

Will man nicht möglichst viel davon?
Doch, aber Liebe ist nicht Liebe, wenn Sie sich jede Woche neu überlegen, ob es nicht noch eine bessere gibt. Deswegen glauben viele Philosophen, dass Liebe nicht nur in Eigenschaften gründen kann – etwa, dass eine(r) schön und witzig ist –, denn solche Eigenschaften können sich ja auch vermindern oder verloren gehen. Wie kann man

erklären, dass Liebe anhält, auch wenn die Personen sich verändern? Manche sagen: Es liegt daran, dass man die Beziehung als solche wertschätzt, die geteilte Geschichte. Das kann man aber auch als fetischistisch oder fatalistisch ansehen. Darum hat der kanadische Philosoph und Dichter Troy Jolimore in seinem Buch „Love's Vision“ die Eigenschaftstheorie wieder verteidigt.

Sie selber haben über das Thema „Kollegialität“ nachgedacht.
Ja, und zwar passenderweise zusammen mit Jörg Löschke, einem Kollegen von der



Monika Betzler ist Professorin für Praktische Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Sprecherin des Münchner Kompetenzzentrums Ethik (MKE).
FOTO: CATHERINA HESS

Universität Bern. Die Kollegenschaft kam in der Philosophie der Beziehungen noch kaum vor. Aber wenn wir erwachsen sind und arbeiten, sehen wir unsere Kollegen ja mehr als jede andere Person; Kollegenbeziehungen tragen sehr stark zu unserem Wohlergehen oder auch Leid bei.

Was macht Kollegialität als Tugend aus?
Da muss man erst definitorische Probleme lösen: Heißt gute Kollegenschaft immer, dass man auch seine Arbeit schätzen muss? Können Mafiosi gute Kollegen sein oder nicht? Erschwert es harte, schmutzige Arbeit, ein guter Kollege zu sein? Bei der Abgrenzung zu anderen Nahbeziehungen stellt man fest, dass Kollegenbeziehungen auch ein einzigartiges Verständnis zwischen Menschen ermöglichen können.

Kollegen können Erfolge und Misserfolge in einem Beruf einfach besser nach- und mitempfänden als Außenstehende, Freunde, sogar als die eigene Familie. Deswegen ist Kollegialität ein eigenes Gut. Was nicht heißt, dass sich alle darin üben, und es gibt auch keine strenge moralische Pflicht, kollegial zu sein. Aber es ist eine Charaktereigenschaft, die es zu kultivieren lohnt.

Muss die Kollegialität von Herzen kommen? Sie könnte ja auch strategisch oder eigennützig gepflegt werden.

Kollegenbeziehungen müssen nicht auf genuiner Neigung basieren, das unterscheidet sie von Freundschaften. Kollegialität kann sich sogar besonders bewähren, wenn keine Sympathie herrscht. Andererseits glaube ich, dass man es sehr schnell merkt, wenn Kollegialität vorgespiegelt ist und dem eigenen Erfolg dienen soll. Eine Anteilnahme ohne Eigennutz muss hinzukommen, sonst entsteht erst gar kein Vertrauen. Aber unaufrichtige Kollegialität ist natürlich immer noch besser als Mobbing.

Zwischen Ihnen und anderen Professoren hat die Zusammenarbeit Grenzen; in anderen Berufen hängt man viel mehr voneinander ab.

Stimmt. Die institutionellen und inhaltlichen Bedingungen variieren. Aber Firmen könnten und müssten daran arbeiten, wie man Kollegialität befördern kann. **Da käme das Verhältnis zur Hierarchie ins Spiel. Niklas Luhmann hat einmal geschrieben, ein Chef sei „allenfalls ein halber Kollege“.**
Da ist etwas dran. Jedenfalls lässt der Kollegebegriff, wie wir ihn skizziert haben, keine allzu starke Hierarchie zu. So gesehen

wären ein Vorstandsvorsitzender und eine Reinigungskraft im selben großen Unternehmen gar keine Kollegen.

Warum nicht?
Dafür müssten der Gehalt der Arbeit und/oder der Status ähnlicher sein. Deshalb ist Chefsein in mancher Hinsicht auch schwierig, weil es Kollegialität häufig ausschließt. Neuen Chefs, die in einem Unternehmen aufsteigen, wird damit oft ein wichtiges Gut ihres Alltags genommen. Auch darum sollten Unternehmen die Hierarchien eher vermindern oder abbildern.

Ein altes Thema der Philosophie ist die Freundschaft. Wie diskutiert die Philosophie heute darüber?

In der Antike wurde behauptet, am Freund schätze man immer nur die Tugend. Jüngere Arbeiten sehen das anders. So meint der neuseeländische Philosoph Simon Keller, dass Freunde eher dafür da seien, ihren Untugenden gegenseitig abzuhelfen. Freundschaft hieße also, die guten Eigenschaften des anderen hervorzuheben und zu stärken. Und man denke heute natürlich viel über den Freundschaftsbegriff im Internet nach, in den sozialen Netzwerken.

Und wie verhält sich Facebook oder WhatsApp zur Nahbeziehung?

Da gibt es diverse Varianten der Interaktion zwischen Anwesenden und Abwesenden, und die ethische Debatte steht noch am Anfang. Aus der Philosophie kommen

„Man hat überhaupt nicht die emotionalen Ressourcen, Hunderte von Freunden zu haben.“

warnende Stimmen: Zur Freundschaft gehört immer, dass der Freund nicht austauschbar ist. Und die Psychologen werden auch nervös, wenn man viel mehr „Freundschaften“ hat, als man wirklich pflegen kann. Man hat nämlich überhaupt nicht die emotionalen Ressourcen, Hunderte oder gar Hunderte von Freunden zu haben.

Seit einiger Zeit meldet sich zu ethischen Fragen auch immer lauter die Biologie zu Wort. Der Mensch als Gruppentier, die Frühgeschichte der Kooperation als Ursprung der Moral – wie stehen Sie dazu?
Anthropologisch ist das alles höchst interessant. Ein Vortrag auf unserer Tagung hat gezeigt, inwieweit Menschenaffen normative Erwartungen haben. Und man kann vielleicht auch erklären, dass es evolutionär von Vorteil ist oder war, eine Moral zu haben. Philosophen stellen sich da nicht gegen die empirischen Wissenschaften. Aber sie fragen immer auch: Was rechtfertigt Moral? Das ist dann doch ein normativer Anspruch, der über die Naturgeschichte, über das biologische Erbe weit hinausgeht.

Wenn Philosophen und Psychologen zusammen eine Tagung machen – wie läuft das eigentlich die Nahbeziehung?

Wir vertrauen uns sehr gut. Aber man merkt, dass die Philosophen kritischer nachfragen und auf Erklärungsversuche aus sind, während die empirischen Wissenschaftler eher spannende Ergebnisse präsentieren. Philosophen greifen sich sehr schnell gegenseitig an und suchen Fehler in der Argumentation und in der Begrifflichkeit. Den Psychologen fällt es leichter, Befunde von anderen Forschern zu würdigen. Die Psychologie hat sich im 19. Jahrhundert von der Philosophie getrennt. Das ist auch ein Verlust, für beide Seiten. Wir können viel voneinander lernen.